



Fest der Solidarität 2024

Tennwil, 24. August 2024

Rede Anna Rosenwasser

Nationalrätin SP Zürich

Sehr geehrte Damen bis Herren, liebe Genossinnen, Komplizen und Verbündete,

wir feiern heute das Fest der Solidarität, weil wir überzeugt sind, dass Vielfalt eine Stärke ist. Weil wir glauben, dass ein System am besten funktioniert, wenn Menschen sich gegenseitig unterstützen. Weil ein Leben in Würde keine schikanösen Hürden verdient hat, sondern bedingungslosen Respekt.

Und wir feiern, weil es ein Akt des Widerstands ist, das Leben zu genießen, in einer Welt, die uns gern leiden sieht.

Ich muss zugeben: Es ist mein erstes Fest der Solidarität. Erstens, weil ich als Zürcherin selten so weit in den Aargau gefunden habe – zu meinem Bedauern, wenn ich diesen schönen Ort sehe. Zweitens, weil die SP zwar schon seit vielen Jahren mein politisches Zuhause ist, ich aber erst seit vergangenen Dezember diese Partei vertreten darf. Es ist eine Ehre. Und eine Freude. Und sehr ungewohnt.

Liebe Genoss*innen, die SP ist die Gleichstellungspartei. Darum wird uns liebend gern von rechts vorgeworfen, wir seien „zu woke“. Ich kann das Wort „woke“ nicht mehr hören – aber wir müssen darüber reden, um als Partei und als fortschrittliche Gemeinschaft nicht darauf hereinzufallen.

Eigentlich ist der Vorwurf, wir seien „zu woke“, sehr simpel gestrickt: Es ist einfach ein anderes Wort für dieselbe alte Leier, die vor wenigen Jahren noch „Cancel Culture“ und davor „political correctness“ hieß. Dass alle drei Begriffe auf Englisch gehalten sind, ist kein Zufall: Die hiesige Rechte übernimmt hier ungefiltert Argumentarien von US-amerikanischen Rechtspopulisten. Der Vorwurf lautet, dass wir politisch irrelevante Nebenschauplätze bearbeiten, anstatt uns den „wahren Problemen“ dieser Welt zu widmen. Rechte Stimmen reden obsessiv über Nemo und über die Boxerin Imane Khelif und werfen uns gleichzeitig vor, nicht von queeren und damit woken Themen abzulassen. Uns werden Gendersterne und genderneutrale WCs vorgeworfen, als hätten wir höchstpersönlich trans Menschen und weitere queere Identitäten erfunden.

Wir queeren Menschen können nicht erfunden werden – uns gibt es schon so lange, wie es Menschen gibt. Es gab einfach nicht immer Konzepte dafür. Viele Teile der Welt – darunter viele nichtweiße Teile der Welt – ließen uns konzeptlos vor sich hinexistieren. Diesen Luxus genießen wir hier in der Schweiz nicht. Hier haben linke Kräfte, allen voran die Sozialdemokratie, hart und erfolgreich dafür gekämpft, dass wir gleichgeschlechtlich

Liebenden den traditionellen Bund der Ehe eingehen dürfen und dass es per Artikel 261 bis verboten ist, öffentlich zu Hass gegen uns aufzurufen.

Bei den Rechten von uns bisexuellen, lesbischen und schwulen Menschen geht es also langsam vorwärts. Nun wird die Würde von trans und nonbinären Menschen, um die es in der Schweiz ohnehin schon nicht gut stand, angegriffen. Also Menschen, deren Geschlechtsidentität nicht der Norm entspricht. Ganze Medienhäuser bedienen wissenschaftsferne Behauptungen und mehrere transfeindliche Vorstöße liegen in der Pipeline.

Liebe Mitmenschen, genau hier spielt Solidarität eine sehr wesentliche Rolle. Und zwar nicht nur die Solidarität nicht-queerer Menschen, auf die wir angewiesen sind. Sondern auch die Solidarität derjenigen Generationen, für die LGBTQ* öfters ein absurder Buchstabensalat ist als ein ernst zu nehmendes Politikum.

Welche Themen wir als wichtig erachten, wird uns von gesellschaftlichen Normen beigebracht. Wenn wir Queers als irrelevantes Nebenthema betrachten, profitiert letztendlich das Patriarchat. Es ist sehr verlockend, einzulenken in die Behauptung, dass wir wichtigere Probleme hätten. Dieses Scheinargument kommt zwar von rechts – aber die Haltung ist bis weit in die Linke verbreitet. Ich halte diese Rede heute, um euch alle zu Solidarität aufzufordern. Es ging bei queeren Menschenrechten noch nie ausschliesslich um Sonderzeichen oder WC-Aufschriften. Zwei Themen, die uns so trivial erscheinen, wenn unsere Existenzen selbst davon nicht betroffen sind. Zwei Themen, die instrumentalisiert werden, um queerfeministische Anliegen lächerlich zu machen. Bei queerfeministischen Anliegen aber geht es um viel mehr. Um etwas Größeres. Ich arbeite schon seit über zehn Jahren mit verschiedensten queeren Menschen zusammen, und ich muss bestätigen, was die Statistiken uns zeigen: Die Suizidalitätsrate unter queeren Menschen, vor allem unter trans und nonbinären Menschen, ist riesig. Sie ist mindestens – und ich betone: mindestens – fünfmal höher als bei nicht-queeren Menschen, und auch dort ist sie im internationalen Vergleich erschreckend hoch. Die selben Tendenzen auch bei psychischen Erkrankungen, die von Diskriminierungserfahrungen begünstigt werden.

Wir reden bei LGBTQ*-Rechten nicht von Lappalien. Wir reden von Menschenleben. Von Menschenleben, die mit Respekt behandelt werden sollten – wenn sie denn überleben.

Und es sind nicht wenige: Internationale Studien schätzen, dass etwa 5-10 % der Bevölkerung queer sind, sei es aufgrund ihrer sexuellen Orientierung oder Geschlechtsidentität. Auf die Schweiz übertragen wären das zwischen 435.000 bis 870.000 Menschen. Natürlich variieren diese Umfragezahlen je nach sozialer Erwünschtheit – und nach Alter der Befragten. Und wie ihr vielleicht erwartet, geben tatsächlich sehr viel öfter jüngere Generationen an, queer zu sein.

Es ist verlockend, zu denken, Queersein sei ein Trend. Wenn diese Überlegung geäußert wird, denke ich gerne an die Statistik der Linkshändigen: Wenn wir die Zahl an Linkshändigen ansehen, macht es den Anschein, als hätte es Anfang des letzten Jahrhunderts kaum welche gegeben. Dann, etwa in den Sechzigern, stieg der Anteil linkshändiger Menschen stetig, bis er nach drei Jahrzehnten bei einem soliden Anteil von 12 % stagnierte. Wir haben mindestens zwei Optionen, wie wir diese Statistik interpretieren: Entweder schließen wir, dass Linkshändigkeit irgendwann zum Trend wurde

und sich immer mehr Menschen als Linkshänder identifiziert haben, um cool zu sein. Oder wir lernen, dass Linkshändigkeit lange moralisch abgewertet und sogar physisch bestraft wurde, bis die Gesellschaft irgendwann erkannt hat, dass diese Eigenschaft wertneutral ist. Erst dann konnten linkshändige Menschen entspannt ihr Leben leben – und damit auch in Statistiken erscheinen.

Wir haben es bei LGBTQ* also nicht mit einem Trend zu tun. Glaubt mir, wenn ich euch sage, dass auch eure Tanten, Großväter und Vorfahr*innen schon queer waren – sie hatten einfach oft nicht die Freiheit, sie selbst zu sein. Ich halte diese Rede in der Annahme, dass die Jüngeren unter uns mit mehr queerer Repräsentation aufgewachsen sind als die lebenserfahreneren Generationen. Und ich bitte darum, alle Menschen, die schon länger auf diesem Planeten weilen, ihre Solidarität zu zeigen, indem sie zuhören. Dazulernen. Es ist nie eine Entscheidung, überfordert zu sein. Aber es ist immer eine Entscheidung, der eigenen Überforderung mit Neugierde entgegenzutreten.

Der Vorwurf an uns Linke, wir seien „zu woke“, kommt nicht zuletzt mit dem Vorwurf, wir würden Menschen und Gruppen „canceln“. Daraus spricht eine Angst vor Konsequenzen – Konsequenzen vor allem für diejenigen, die ihre Macht missbrauchen. Fallt auch auf diese rechte Strategie nicht herein – denn auch viele progressive Kräfte schimpfen gern über Cancel Culture.

Es kann nicht sein, dass gefühlt ein ganzes Land derart herablassend über Einzelpersonen wie Nemo oder Imane Khelif schimpft, aber dann eine unfaire Cancel Culture bemängelt. Eine Demokratie ist darauf angewiesen, dass jeder Mensch Verantwortung für sein Handeln trägt. Nicht nur für queerfeministische Anliegen, sondern für jeglichen Fortschritt. Wir sind darauf angewiesen, dass auf Fehler Konsequenzen folgen – aber dass es auch Fehler gibt, denen geduldig begegnet wird. Das zu unterscheiden, ist ein Akt der Solidarität. Ich will, dass menschenverachtendes Verhalten Konsequenzen mit sich zieht – und ich will, dass wir so solidarisch miteinander umgehen, dass wir aus Fehlern wirklich lernen dürfen.

Das Ende meiner Rede plädiert also für eine solidarische Fehlerkultur. Diese bedingt eine Sanftheit, die vielen von uns nicht in die gesellschaftliche Wiege gelegt wurde. Es ist ein Lernprozess, umsichtig, aber konsequent miteinander umzugehen. Eine englische Formulierung, die mir sehr gefällt, lautet: „Do no harm – but take no shit.“ Richte keinen Schaden an – aber lass dir auch keinen Scheiß gefallen. Und das, liebe Damen bis Herren, dünkt mich eine angemessene Herangehensweise an Solidarität.